

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Presse. 1890-1944 1908

203 (2.5.1908) Unterhaltungsblatt Nr. 36

Unterhaltungsblatt der Badischen Presse.

Nr. 36. Karlsruhe, Samstag den 2. Mai 1908. 24. Jahrgang.

Bilder vom Tage.

Der jüngste Sohn des Herzogs von Cumberland, Prinz Ernst August, der jetzt von einer Ägyptenreise zurückkehrt, soll im kommenden Herbst in die deutsche Armee eintreten und wahrscheinlich in Baden oder Sachsen Dienst tun. Prinz Ernst August, wie er amtlich heißt, zu Braunschweig in Lüneburg, wurde am 17. November 1887 geboren. Als der frühere Regent von Braunschweig, Prinz Albrecht von Preußen, gestorben war, wollte der Herzog von Cumberland für sich und seinen ältesten Sohn auf Braunschweig verzichten, um seinem jüngsten Sohn die Thronfolge in Braunschweig zu ermöglichen. Man ging auf den Vorschlag nicht ein, weil der Herzog nicht auf Hannover verzichtete. Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg-Schwerin wurde Regent in Braunschweig. Wenn der junge Cumberland jetzt wirklich in deutsche Militärdienste tritt, so dürfte das als ein Zeichen dafür aufzufassen sein, daß sich die Familie Cumberland mit den bestehenden Verhältnissen in Deutschland ausgeöhnt hat.



Prinz Ernst August von Cumberland. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Rob. Oerttag.

Der neuernannte Direktor des Reichsgesundheitsamtes, Geheimrat Professor Dr. Robert Oerttag, ist am 24. März 1864 zu Schwäbisch-Gmünd geboren. Er besuchte die Tierarztschule zu Stuttgart und studierte dann in Berlin Medizin; nach seiner Promotion zum Dr. med. trat er zur tierärztlichen Praxis über. 1891 wurde er als Professor der Seuchenlehre und Fleischbeschau an die tierärztliche Hochschule nach Stuttgart berufen. Von dort kehrte Oerttag aber schon im nächsten Jahre nach Berlin zurück, um hier an der gleichen Hochschule eine Professur zu übernehmen. In der Reichshauptstadt wurde er dann Leiter des Hygienischen Instituts, ferner Mitglied der preussischen technischen Deputation für das Veterinärwesen und Mitglied des Reichsgesundheitsamtes, wo er bis zu seiner Ernennung zum Direktor Vorgesetzter der Veterinärabteilung war.



Dr. Bobrzyński. General Graf Mobilant.

Dr. Bobrzyński, Abgeordneter des österreichischen Reichsrats, ist zum Statthalter von Galizien ernannt worden, als Nachfolger des ermordeten Grafen Bolodi. Diese Ernennung ist in mehr als einer Hinsicht politisch sehr interessant. Dr. Bobrzyński ist nämlich nicht nur ein Angehöriger und Vertreter der konservativen Adelspartei in Polen, er war auch lange Zeit ihr Spiritus rector. In ihm verkörperte sich das konservative Apollonikum in Galizien, und die Ruthenen erblickten in ihm einen ihrer erbittertesten Gegner; durch Bobrzyński's Ernennung werden sie, deren nationales Selbstbewußtsein sich jetzt mehr und mehr heftiger zu regen beginnt, zu erneuten Widerpruch gereizt, und ihr Haß, der sich dann in Gewalttaten Luft macht, wird von neuem gekürt werden.

Brigadegeneral an. Am 28. Mai 1853 geboren, begann er seine militärische Laufbahn auf der Turiner Militärschule, trat als Artillerieoffizier in die Armee ein und kam nach Besuch der Kriegsakademie in den Generalstab, dem er den größten Teil seiner Dienstzeit angehörte. Als Oberst zum Kommandanten eines Infanterie-Regiments ernannt, ist er seit 1903 Generalmajor und Brigadefeldkommandeur in Turin. Als Vertreter Italiens im Haag hat sich Graf Mobilant als geschickter Diplomat gezeigt, und wird er für seinen neuen verantwortungsvollen Posten als besonders befähigt gehalten. Der Sultan ernannte ihn zum türkischen Generalkonstant. In Mazedonien wird er seinen Sitz zu Saloniki haben.

General Graf Mobilant, der an Stelle des kürzlich verstorbenen Generalkonstanten di Giorgis zum Kommandeur der mazedonischen Gendarmerie ernannt wurde, gehörte bisher der italienischen Armee als

Abenteurer des General Gerard.

Von Conan Doyle. (12. Fortsetzung.) (Nachdruck verb.)

Die Nacht schien stürmisch zu werden, was ganz und gar nach meinem Geschmack war. Ich wünschte, meinen Ausbruch möglichst geheim zu halten, denn es war sehr klar, daß die Engländer, wenn Sie von meiner Sendung Kenntnis erhielten, schließen würden, daß etwas Wichtiges im Anzuge sei. Mein

Pferd wurde deshalb bis jenseits des Bereichs der Feldwachen wie zur Kränke geführt, wohin ich zu Fuß nachfolgte und mich dann aufsetzte. Ich hatte vom Marschall eine Karte, einen Kompaß und einen Verhaltensbefehl mitbekommen. Diese auf der Brust und den Säbel an der Seite, ritt ich los. Es regnete ein bißchen und war stockfinster. Sie können sich also denken, meine Freunde, daß der Anfang nicht sonderlich heiter war. Aber mein Herz schlug höher bei dem Gedanken an die Ehre, die mir widerfahren war, und an den Ruhm, der meiner wartete.

telegl.
egen-
tigger

ndt.
n die
2.1

ein:
ber-
tite-
7068

ine,
ine,
isch-
ma-
1
age,
ine,
2.2
is.

f.

Diese Tat sollte ein neues Blatt zu meinem Ruhmeskranz fügen, der meinen Degen in den Marschallsstab verwandeln würde. Oh, was wir alles träumten in jener törichtigen Jugendzeit! Oh, wie hätte ich in jener Nacht, als ich dahinritt, der Auserwählte von 60 000 Mann, es für möglich halten können, daß ich dereinst mit hundert Franks monatlicher Pension mein Leben fristen müßte! Oh, meine Jugend, meine Hoffnungen, meine Kameraden! Wo seid ihr geblieben! Aber das Rad dreht sich, und steht nie still. — — — Verzeihen Sie, mes amis, das Alter hat eben seine Schwäche.

Meine Route ging also zunächst über die Verschanzungen von Torres-vedras, über einen kleinen Fluß weg, an einem Bauernhaus vorbei, das niedergebrannt war und nur noch ein Wegzeichen bildete, dann durch einen Wald von jungen Korkeichen bis an das Kloster San Antonio, welches die linke Grenze der englischen Aufstellung bildete. Hier wandte ich mich nach Süden und ritt ruhig über die Niederungen, denn das war das Gebiet, von dem Masséna glaubte, daß ich sehr leicht unbeobachtet hindurchkommen könnte. Ich ritt ganz langsam, denn es war so dunkel, daß man die Hand vorm Gesicht nicht sehen konnte. In solchen Fällen lasse ich dem Pferd die Zügel und lasse es selbst den Weg suchen. Voltigeur ging sicheren Schrittes vorwärts und ich war ganz froh, auf seinem Rücken zu sitzen und, wohin ich auch blickte, war kein Licht zu sehen. Drei Stunden lang wanderten wir in dieser vorsichtigen Weise weiter, bis ich meinte, nun alle Gefahren hinter mir zu haben. Dann beschleunigte ich unser Tempo, denn ich wollte bei Tagesanbruch die Nachhut der englischen Armee erreicht haben. In dieser Gegend gibts viele Weingärten, die im Winter glatte Flächen bilden und einem Reiter keine Schwierigkeiten machen.

Masséna hatte jedoch die Schlauchheit unserer Feinde unterschätzt. Sie hatten nicht eine Verteidigungslinie, sondern drei, und die dritte, die ich augenblicklich passierte, war die gefährlichste. Als ich dahinritt, durch meinen bisherigen Erfolg ermutigt, sah ich plötzlich eine Laterne vor mir aufstauen und erblickte den Schein von roten Röcken und blinkenden Gewehr-läufen.

„Wer da?“ rief eine Stimme — und was für 'ne Stimme! Ich hielt mich rechts und ritt wie ein Rasender davon. Aber ein Dutzend Schüsse krachten hinter mir her, und die Kugeln pfliffen mir um die Ohren. Das war mir freilich nichts Neues, Messieurs, wenn ich auch nicht wie alberne Rekruten behaupten will, daß ich diese Musik sehr gern gehört hätte. Aber sie hat mich wenigstens niemals des klaren Denkens beraubt. Ich wußte also, daß das beste Mittel dagegen in einem raschen Galopp bestand, und daß ich mein Glück anderswo versuchen müßte. Ich ritt um diese Vorpostenkette herum, und als ich nichts mehr von ihnen hörte, schloß ich folgerichtig, daß ich endlich aus ihrem Bereich sei. Ich ritt etwa fünf Meilen südlich und schlug von Zeit zu Zeit Feuer, um mich mit meinem Taschenkompaß zu orientieren. Da mit einemmal — es geht mir jetzt noch ein Stich durchs Herz, wenn ich daran denke — sank ohne einen Laut oder einen Zug mein Pferd mausetot zu Boden!

Ich hatte es nicht gewußt, aber eine der Kugeln jener verurteilten Feldwache war ihm in den Leib gedrungen. Das edle Tier hatte sich nicht gemückt und keine Schwäche spüren lassen, sondern war gelaufen, solange noch Leben in ihm war. Eben hatte ich noch sicher auf dem schnellsten und elegantesten Pferde in Massénas Armee gefessen, und im nächsten Augenblick stand ich da als das hilfloseste, ungeschickteste Wesen, das man sich denken kann, ein Husar zu Fuß. Was konnte ich anfangen mit meinen langen Reiterstiefeln, meinen Sporen und meinem Schlepplädel? Ich befand mich ziemlich weit innerhalb der feindlichen Linien. Wie sollte ich wieder zurückkommen? Ich, Etienne Gerard, ich schäme mich nicht, Ihnen zu sagen, Messieurs, daß ich auf meinem toten Pferde saß und in Verzweiflung die Hände vors Gesicht hielt. Schon zeigten sich im Osten die ersten Lichtstrahlen. In einer halben Stunde würde es Tag sein. Daß ich bis dahin alle Hindernisse überwunden hatte und nun zum Schluß noch von der Gnade meiner Feinde abhängen, daß meine Mission nutzlos sein und ich selbst gefangen genommen werden sollte — konnte das einem Soldaten nicht das Herz brechen?

Aber Mut, mes chers amis! Wir haben manchmal einen schwachen Moment, auch die Tapfersten von uns; aber ich besitze ein Gemüt wie eine metallene Feder, je mehr man's niederdrückt, um so höher springt's wieder. Eine augenblickliche Verzweiflung, und dann wieder kühle Ueberlegung und feurige Handeln. Alles war noch nicht verloren. Ich, der ich schon

durch so viele Gängel gekommen war, würde auch noch durch diesen kommen. Ich sprang von meinem Pferd auf und überlegte, was nun zu tun sei.

In erster Linie war mir klar, daß ich nicht zurück konnt. Lange bevor ich durch die Linien des Feindes durchkommen könnte, würde es heller Tag sein. Ich mußte mich verbergen, während es hell war, und wenn es am nächsten Abend wieder dunkel würde, zu entwisphen suchen. Ich machte meinem armen Voltigeur Sattel, Halfter und Zügel ab und versteckte sie unter ein paar Büschen, damit ihn niemand, der ihn fände, als französisches Pferd erkennen sollte. Dann ließ ich ihn liegen und wanderte umher, irgendwo einen sicheren Ort zu suchen, wo ich den Tag über bleiben könnte. Nach allen Richtungen erblickte ich die Lagerfeuer, und bereits bewegten sich Gestalten drum herum. Ich mußte rasch ein Versteck finden, sonst war ich verloren. Aber wo war eins? Ich befand mich in einem Weinberg, die Stangen steckten zwar noch, aber das Blattwerk war abgefallen. Das war kein Versteck. Außerdem brauchte ich auch vor der nächsten Nacht etwas Nahrung und Wasser. In der schwindenden Dunkelheit eilte ich vorwärts und vertraute meinem guten Glück. Ich wurde nicht enttäuscht. Das Glück ist ein Weib und läßt einen tapferen Husaren nicht im Stich.

Also gut, ich stolperte durch den Weinberg, vor mir tauchte etwas auf. Als ich näherkam, sah ich, daß es ein großes, quadratisches Haus war mit einem langen niedrigen Anbau an der einen Seite. Es lag am Kreuzungspunkt dreier Chaussees, und es war klar, daß es eine Hofada oder ein Wirtshaus war. Die Fenster waren noch dunkel und alles lag noch in tiefer Ruhe; ich stellte mir jedoch vor, daß so bequeme Quartiere sicher bewohnt seien, und wahrscheinlich von höheren Offizieren. Ich habe aber die Erfahrung gemacht, daß man in der nächsten Nähe der Gefahr sich am sichersten befindet, und so fiel mir's gar nicht ein, an diesem Obdach vorbeizugehen. Das niedrige Gebäude war offenbar ein Stall. Da die Tür nicht verschlossen war, trock ich hinein. Er war voller Rinder und Schafe, die zweifellos hier untergebracht waren, um vor den Klauen der Marodeure in Sicherheit zu sein. Eine Leiter führte nach dem Boden. Ich stieg hinauf und verbarg mich ganz behaglich im Heu. Der Boden hatte ein kleines Fenster, von dem ich die Front des Wirtshauses und die Straße übersehen konnte. Ich wartete in meinem Schlupfwinkel der Dinge, so da kommen sollten. (Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an Viktor Schöffel.

— Säckingen, 2. Mai. Von hier schreibt man der „Württemberg. Ztg.“ folgende Erinnerungen an Schöffel: Der Tod des ersten Bürgermeisters unserer Stadt hat die Erinnerung an Schöffel und seinen „Trompeten“ neuerdings geweckt. War doch der jetzt verstorbene Kommerzienrat Wally einer der dem Dichter am nächsten stehenden Freunde und Besitzer des Trompeterschloßhofs. Freilich als der junge Dr. Schöffel ums Neujahr 1850 nach Säckingen kam, war das ehemalige freiherrlich Schönau'sche Schloßhofs noch nicht so statlich hergestellt und herrschaftlich eingerichtet, wie es durch den späteren Besitzer, den Seidenfabrikanten Theodor Wally geschah, der das Schloßhofs künstlich an sich brachte. In dem Schloßhofs wird vielmehr eine Gastwirtschaft eingerichtet und unter den hohen Kastanienbäumen auf der Terrasse am Rhein drängten sich Wirtshausbesucher an Tischen und Bänken. Diese Bäume aber überschatteten auch schon 1850 den kleinen Pavillon, dessen Wände damals noch die Fresken zierten, welche später des Dichters Phantasie von Fludrius malen ließ. — Bekannt ist, daß der verstorbene Kommerzienrat Wally, welcher mit seinem Bruder Gustav von Basel nach Säckingen eingewandert war und daselbst die Seidenbandfabrikation betrieb, zu der Stammtischgesellschaft zählte, die im ehemaligen „goldenen Knapf“ ihr Quartier hatte und den jungen lebenslustigen Dienstreviseur Schöffel gerne in ihre Reihen aufnahm. Der zweijährige Aufenthalt Schöffels in Säckingen hatte in vorwiegend heiteren Stunden gemeinsamen Verlebens aber auch bei tragischen Zwischenfällen so viele der Beziehungen zwischen dem Dichter und der Familie Wally gezeitigt, daß es der letzteren möglich war, wertvolle Beiträge zur Kenntnis von Schöffels Leben und Dichtung zu liefern. Kommerzienrat O. Wally ist es auch zu danken, daß in Säckingen ein Denkmal das Andenken an den Dichter lebendig erhält, der hier in einer lokalen Sage nicht nur den Stoff zu seinem „Trompeten“ gefunden, sondern auch die Gegend und Stimmung, und in der Umgebung „der heiteren Stadt des heil. Fridolin“ den Waldesfrieden, von dem es in den ersten Strophen des „Trompeters“ heißt:

„Sei gegrüßt mir, Waldesfrieden!
Seid gegrüßt mir, alte Tannen,
Die ihr oft in eurem Schatten
Mich, den Müden, aufgenommen.“

Das Johanna Stegen-Denkmal in Berlin.

Auf dem Sophienkirchhof zu Berlin, auf dem die am 12. März 1842 verstorbene Johanna Stegen, die Frau des Oberleutnants Hinderlin begraben liegt, ist am letzten Sonntag ein Denkmal errichtet worden. Johanna Stegen, das Heldengemüth von Lüneburg, hat sich besonders im deutschen Befreiungskriege unergänglichen Ruhm durch sein Verhalten im Kampf von Lüneburg am 2. April 1813 erworben. Die Füßlinge und freiwilligen Jäger des ersten Kommandos Infanterie-Regiments hatten an diesem Tage den Ansturm der Franzosen General Morand auszuhalten und es schien schon fast so, als ob sie der Uebermacht erliegen müßten, zumal die Patronen für die Weige zu gehen drohten. Da erschien Johanna Stegen, die bisheriges unerschrockenes Mädchen und trug im heftigsten Kampfe die Feuer den Kämpfern in ihrer Schürze Patronen zu, beschlummert um die Gefahr, in der sie ständig schwebte. Der Angriff der Franzosen wurde abgesehen, und der Ruhm des Kampfes erfüllte Deutschlands Gauen, Dichter und Säger ihren Mut.

Die Tat Johanna Stegens ließ die Verbündeten den ersten Sieg auf deutschem Boden erringen. 80 Offiziere, 2500 Mann, 10 Kanonen und drei Fahnen wurden von den Truppen erobert, Morand, der französische Führer, wurde in diesem Treffen tödtlich verwundet. Nach der Wiederbesetzung Lüneburgs durch die Franzosen mußte Johanna Stegen fliehen, sie konnte in ihre Heimat zurückkehren, als Lettenborn die Stadt wiederum genommen hatte. Der russische General ehrte die tapfere Frau dadurch, daß er sie zur Tafel lud. Um sie bei der Flucht der Franzosen keinen weiteren Gefahren auszusetzen, wurde der Kommandeur des Jäger-Bataillons, das hauptsächlich Berliner Freiwilligen bestand, die wackere Mitkämpferin zu seiner Gattin nach Berlin. Im Hause der Frau von Reiche blieb sie bis zum Jahre 1817; hier fand auch die Trauung mit Wilhelm Hinderlin statt, bei welcher Turnvater Jahn, Major Reiche und der Geheime Staatsrat von Stagemann Trauzeugen waren. Drei Kinder entsprossen der Ehe.

Außer vielen anderen Ehrungen wurde der Heldin im Jahre 1842 für ihre mutige Tat ein kleines eisernes Kreuz verliehen, an den Ecken durch silberne Eichenblätter verziert war und an den Hals getragen wurde. Friedrich Müllert besang u. a. die Tat Johannas mit den Worten:

„In den Lüneburger Thoren
Ward ein seltener Kampf gesehn
Dah der Kampf nicht ging verloren,
Ist durch Mädchenhienst gesehn.“

Patriotisch gefasste deutsche Frauen und Männer haben ihre Verehrung für die Heldin durch ein würdiges Denkmal ausgedrückt, zu dessen Enthüllung am 12. März 1892 die Verehrer der Gefeierten Generalleutnant Werneburg, Major z. D. Noel, Oberbürgermeister König und Würstchens-Vorsteher Justizrat Gravenhorst aus Lüneburg, Pfarrer Kuntze von St. Sophien, die Vorsitzenden des Vereins der Geschichtsfreunde und der Brandenburgia Amtsgerichtsrat Beringuier und Ge-



heimrat Friedel, Prediger Runge, Offiziere, sowie die Fahnendeputierten mehrerer Kriegervereine erschienen. Das Musikkorps spielte einen Choral, worauf Major Noel die Gedächtnisrede auf Johanna Stegen hielt. Das Denkmal ist aus schwarzem Granit in Höhe von zwei Metern mit einem Bronzerelief der Heldin vom Bildhauer Moritz Wolff hergestellt.

Für unsere Frauen.

Modeplauderei von Meta von Dillgow.

Die Toque hat als kleiner Hut auf der ganzen Linie gefiegt. Neben den Blumenquies sind es die Toques aus zweierlei Stroh, die sich der allgemeinen Beliebtheit erfreuen; bald zeigen sie einen weiten, gerundeten Wagnertopf zu absteigender Krempe, bald zu geradem Kopf mit andersfarbigem Band aus eigenartig geriffeltem Stroh, das wie eine volle Kranz- oder ausgezogene Stoffkränze wirkt. Hier kommt die große Farbenfreudigkeit der diesjährigen Hutmode in ganz eigentümlich kontrastierenden Zusammenstellungen zum Ausdruck, an die sich die Auge und Gesichtsmaske indeß schnell gewöhnt. So erscheint z. B. an der Vorlage Abb. 1 zu einem braunen Kopf der schlupfenartige Band in blauenblau gewählt, während der große Doppelflügel, den eine in irrisierende Schmutznadel seitwärts befestigt, in hellen und dunkelbraunen Tönen gezeichnet ist; in ähnlicher Weise hat man Braun und smaragdgrün zusammengestellt. Ein anderer von der Mode bevorzugter Farbenton ist helles, leuchtendes Cerise, welche hauptsächlich naturfarbenen Bastgeflechten und allen bräunlichen Tönen schön wirkt und sich besonders gut mit Rosa als Garnitur eint, doch stets nur als eine diskrete Zugabe, als ein zwischen die fertige Garnitur gelangener schmaler Samt- oder Seidenschmuckstreifen, als Schleife oder Spitze austritt. So sah man einen solchen Samtstreifen an einer einen geraderandigen bräunlichen Strohhut, die wenig größer wie die Toque erschien und mit einem vollen Kranz grüner Efeublätter, die mit einem seitwärts hochstehenden, braunen Reiter garniert waren. Samt schmiegte sich eng um den Huttopf und zwar in der vorderen Mitte mit kurzen Zipfeln zusammengeknüpft.

Eisen- und Eisenkränze wetteifern mit vollen Blumenkränzen, ja die Doppelpfänzen, unter denen Kopf und Krempe selbst von großen Blumen, trotz ihres oft recht bedeutenden Umfangs fast verschwinden. Kleinere Formen, wie Abb. 2 eine solche darstellt, erscheinen nicht selten wie ein Blumenbeet ganz mit Blüten bedeckt, welche, vom Kopf-

boden ausgehend, mit Ranken und Blättern grazios auf den Rand fallen. In der Vorlage sind es verschiedenfarbige Azaleen, aus denen seitwärts ein Reiterbüschel aufragt. Sehr hübsch sah an einem größeren schwarzen Rembrandthut auch ein Rosenparterre aus: Knospen, Blätter und halberschlossene Blüten, welche seitwärts von einem großen Rosenkranz gehalten, über den ganzen Hut gestreut erschienen.

Abb. 3 veranschaulicht eine verhältnismäßig niedrige Rembrandtform aus weißem Reistroh mit dunkelrosa Samtstreifen am inneren Krempeband und einem vollen Kranz abwechselnder lila Hyazinthenblüten, welcher seitwärts durch einen Strauß cerisefarbiger Rosen gehoben wird. Unter dem Hyazinthenkranz schlingt sich ein Samtstreifen lose um den Kopf. Die gleiche Form im gleichen Stroh sah entzückend jugendlich aus mit einem vollen Doppelpfanz von rosa und dunkelrot abwechselnden, offenen Rosen, der sich vorn diademartig verbreiterte. Eine italienische Wippe zeigt dagegen ein Doppelpfanz aus Bergkristall mit großer Kokoskranz — aus blauem Taffet über einem Drahtgestell geordnet — in der vorderen Mitte. Rembrandtformen mit sehr hohen geraden Köpfen erhalten einen entsprechend hohen Blumenaufbau, der den Kopf vollständig überragt; wir brachten eine solche Vorlage, wie wir erinnern, bereits in unserem ersten Hutericht. Aber neben all diesem Blumenzauber bleibt der reiche und überreiche Federkranz, besonders der großen Formen, zu Rechten bestehen. Diese Exemplare prächtiger Straußfedern in allen hellen und dunklen Tönen gefärbt, legen sich um den ganzen Kopf, schmiegen sich rückwärts in das Haar und werden seitwärts von kurzen, auftragenden Federköpfen unterbrochen, aus denen nicht selten noch ein schlanker Reiter aufsteigt. Große Gestecke von Phantasieflügeln decken kleinere Formen oft ganz, wallende Federbüsche, denen der Verjüngere vergleichbar, einen sich mit Band- und Stoffarrangements und zierliche Flügel mischen sich auch unter die Blumenhüte. Wie schon früher betont, erhalten alle Formen, besonders aber die größeren, einen je nach der Präsur und der Kleidsamkeit zu berechnenden Innenbügel, welcher, der Tendenz des nach rückwärts gerichteten Sitzes entsprechend, vorwiegend an der vorderen Hälfte des

Kopfes angebracht und gewöhnlich mit Mustonstül in der Farbe des Haares oder der Garnitur besetzt wird. Abb. 4 gibt einen kleinen Amazonenhut mit ebenfalls für die Miederichtung verhältnismäßig niedrigen Kopf zum täglichen Gebrauch, zur Reise usw. Derselbe ist aus grün und gelb meliertem Stroh und mit Bandschleife aus breitem dunkelgrünem Messband, sowie mit breiten grün- und gelbgezeichneten Rosen garniert. Eine ähnliche Form aus feinem weissen Meisstroh mit höherem Kopf, die man eher als Chasseurform bezeichnen könnte, zeigte breites schwarzes Samtband mit steifer seitlicher Schlupfschleife um den Kopf, aus deren von hoher Stahlschnalle gehaltenen Knoten eine kurze Nigrette aus gebogenen schwarzen Gahnenfedern aufstieg.

Ein kleiner weißer Strohhut mit umfangreichem runden Kopf und schmalen geraden Rand erhielt ein doppeltes, breites, marineblaues Raffelband lose um den Kopf geschlungen, das seitwärts eine Niefenschlupfrossette schloß. Solche Niefenschlupfrossetten aus Band, aus Stoff,



aus gerüschtem und plissiertem Tüll oder Strepp-Chiffon bilden, auch für sich allein, bald seitwärts, bald auf dem geraden Kopfboden angebracht, gern getragene Garnituren. Eine Zusammenstellung, der man hier viel begegnet ist rot und schwarz sowie grün und schwarz. Stoff- und Band-Garnituren in den beiden oben genannten leuchtenden Tönen verschleiert man, oft den ganzen Hut einhüllend, mit grobmaschigem schwarzem Wittertüll. Für ältere Damen ergeben in allen Farbenstellungen vorzügliche voll Tüllrüschen mit eingeknüpften großen Chenillemüschchen, die einfach um den Kopf gelegt und seitwärts durch einen Wittertüll, durch einen Reisherbusch oder mehrere kurze Federnknöpfe geschlossen werden, ein distinguiertes Ausstattungsmaterial. Nicht ganz so duftig, aber für die Reise ungleich haltbarer sind gleiche Müschchen aus feinem farbigen Mohhaargeflecht.

Mit der Herrschaft des kleinen Huttes erscheint auch die Kapote wieder zahlreicher auf dem Plane. Man fertigt sie aus eingereichem farbigen Muschentüll, aus Stroh, aus Mohhaargeflecht, besetzt sie auch mit schönen echten oder gut imitierten Spitzen, wobei die Zusammenstellung schwarz-weiß häufig hervortritt. Diesfach ist die hochstehende Krempe in kleine, nach der Mitte zu etwas größer werdende Wellen gebogen und immer mit sehr reicher Innen-Garnitur ausgefüllt. Es sind dies bald Blumengewinde in diskreten Farben, bald Tüllrüschen oder aneinandergesetzte Strohfrossetten, auch mit Zeit untermischte Chenille- oder Passementerie-Rosetten. Jetzt spielt überhaupt eine hervorragende Rolle bei diesen zierlichen Kopfbedeckungen unserer alten Damen. Blumentuffs, Reihetaigretten und kurze gebogene Federchen steigen gewöhnlich vom Kopfboden auf, woselbst sie mit einer Schnalle, einer Klammer oder Schleife befestigt werden. Hier sehen auch die Bindenbänder an, die bald schmal aus Sammetband, bald breit aus Seidenband gewählet sind, oder als Borten aus Muschentüll oder aus Spitzen einfach mit schmaler Spitzenumrandung auftreten. Die ersteren sind gewöhnlich breit und lang und an den Rändern reich mit Volants und Müschchen ausgestattet.

Unter dem Material, mit dessen Hilfe man sich Vorhandenes selbst aufarbeiten kann, seien besonders die verschiedenen Strohborten, schmal und breit, glatt und kraus, auch in der oben erwähnten geriffelten Art, dem solche mit andersfarbigen Stroh, mit Seide oder mit Zeit bestrickt

herborgehoben. Mit ihrer Hilfe läßt sich leicht eine moderne Toque (Abbildung 1) herstellen.

Für eine dauerhafte und einfache Garnitur gibt es Kompositionen aus Stroh und Tuffs aus gebogenem und gebremtem Bast, welche die Federn käuflich imitieren, dann Strohschnallen und Strohschnallenringe zur Verzierung von Schleifen.

Die alemannische Mundart und die Schriftsprache

In den wissenschaftlichen Beihften zur Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins lesen wir den Abdruck eines Vortrages, welchen Professor Kluge über das Verhältnis der alemannischen Mundart zur Schriftsprache gehalten hat, wie derselbe sich insbesondere in Freiburg i. B. gestaltete. Freiburg liegt an der Grenze des Ober- und Niederalemannisch; der nächste Ort südlich von Freiburg spricht im Laut noch l, dann wird zum ch übergegangen; es heißt nicht mehr Kauf, sondern Chind, Chaus. Die Stadt Freiburg nun hat den Wandel zur Schriftsprache vollzogen im 16. Jahrhundert, als der Übergang Deutschland der Zug nach einer gemeinsamen Schriftsprache. Im Beginne des 16. Jahrhunderts, wo dort schon eine Druckerei stand, druckte man noch die richtige alemannische Mundart. Der rühmte Freiburger Rechtslehrer Jassius schrieb als Kanzleivorsteher alemannische Mundart, und als er 1520 das Freiburger Stadtbuch druckte, hat er dies auch in Freiburger Mundart getan. Aber in demselben Jahre 1520, wo sich in Freiburg der Buchdruck neu aufstellte, das Schicksal der Mundart entschieden; die Schriftsprache ist damals bereits anerkannt. Nur zweimal hat später ein Verleger versucht, alemannisch zu drucken. Freiburg hat zunächst im Verkehre mit auswärtigen Städten und nach und nach während des 16. Jahrhunderts auch im Verkehre der Kanzlei mit den Einheimischen sich zur Schriftsprache betannt. (Zürich machte diesen Wandel erst zwischen 1650 und 1670 durch.) Auch führte ein Freiburger Schulmeister 1593 die Schriftsprache in der Schule ein, der Grammatiker Sebastian Helber. Immerhin war der Uebergang mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden, denn die Freiburger Mundart unterscheidet sich von der Schriftsprache beinahe in jedem Wort. Das Alemannische hat so viele Worte mit eigenen Lauten, die nicht in die Schriftsprache hineinpassen, daß wunderbar wäre, wenn schon durch das ganze 16. Jahrhundert hindurch jeder Bürgermann ohne weiteres Schriftsprache gesprochen hätte. Diese war zunächst aber nur eine geschriebene Sprache, eine Sprache auf dem Papier. In jedem Wort unterschied sich Schriftsprache von Mundart, und fast in jedem Wort hat die Schriftsprache ihren eigenen Entwicklungsgang gehabt. Nehmen wir die Wochentagsnamen, so hat der Freiburger, der Oberländer, überhaupt der badische Alemannisch „Mentag“. Das ist die vollstimmliche Form, und in der Freiburger Stadtkanzlei hat man tatsächlich noch bis 1675 „Mentag“ geschrieben. Dann fängt man an „Montag“ zu sagen, und das bringt allmählich durch. Für den Donnerstag sagt man in Freiburg „Dunstig“ ohne so auch in den Kanzleien bis etwa 1598. Und nun der Dienstag, der lautet in den Freiburger Aktsprotokollen und in den Gerichtsprotokollen immer der „Zinsdag“. In den ältesten Freiburger Urkunden heißt „Zinslag“, in neuerer Zeit überwiegen „Zinsdag“, und da ist es interessant zu sehen, daß erst um das Jahr 1780 die Freiburger Kanzlei beginnt, „Dienstag“ zu schreiben. Kurz, es ist ein sehr verworren Entwicklungsgang; in jedem Wort verlief der Sieg der Schriftsprache anders. (Frankf. Btg.)

Rätselaede.

Rästel 1.

Wo du stehst,
Da steht es auch,
Wo du gehst,
Da geht es,
Kuhst du,
Ist's bei ihm auch Brauch,
Was du tust,
Das tut es.

Rästel 2.

Was mein' ich für ein Rätselwort,
Das, wenn aus dem Gesicht es fort,
Bald judt, bald zwackt in Arnie und Wein
Und schafft dem Kranken Schmerzensein?

Auflösungen folgen in nächster Samstagsnummer.

Auflösung der Rätselaede in Nr. 34.

Rästel 1: Koran, Dikan. Rästel 2: Meise, Ameise.
Rästel 3: Der Eindringige, denn er steht bei dem andern zwei Augen.
Rästel 4: 45 Fress.

Wichtige Auflösungen sandten ein:

Adolf Bräuinger, Robert Bunschuh, Fritz Dietrich, Arthur Semmler, sämtliche in Karlsruhe; Karl Martin Eggenschein; Fritz Falk in Ulm; grontbach; Leo Durlacher in Oertrweier; Paula Weisbrauch in Karlsruhe.

Für die Redaktion verantwortlich: Albert Herzog.
Druck und Verlag von Ferd. Ziegler in Karlsruhe.